
Ausschnitte aus dem Buch »Deutsche Kindheit in der Dobrudscha« von M. Monika Niermann

10. Behinderungen Krankheit und Tod

10.1. Behinderte Kinder

In den dobrudschadeutschen Familien gab es nur wenige verkrüppelte oder behinderte Kinder. Auch in jenen Dörfern, in denen Eheleute nahe Verwandtschaftsgrade aufzeigten, lag die Anzahl der verkrüppelten oder behinderten Kinder nicht höher als in anderen Gemeinden. „In Caramurat waren auch behinderte Kinder. Ein Junge aus dem Dorf war buckelig, ein Mädchen war nur mit einer Hand auf die Welt gekommen. Es gab auch Kinder, die geistig behindert waren. Man hat die behinderten Kinder zwar nicht versteckt, aber meistens blieben diese zu Hause. Das geistig behinderte Mädchen hieß Rosalia, die ist von einem Haus zum anderen gelaufen. Sie hätte auch arbeiten können, aber sie ist immer weggelaufen. Es gab auch zwei behinderte Kinder, die konnten nicht mal laufen. Einmal war ich da, ich sollte da etwas hinbringen, ich komm in das Zimmer, wo die beiden im Bett saßen, und die haben sich dann so plötzlich hochgesetzt und mich angestarrt, da habe ich Angst bekommen und bin rausgelaufen“ (Anna Ternes).

„In Fachria war ein behinderter Junge, Albert Bremer, der behindert und stumm zur Welt gekommen ist und sich nachher mehr hüpfend fortbewegte. Er nahm sich auch ein Stühlchen mit Lehne, um sich fortbewegen zu können. Nur vom Knie an konnte er die Beine bewegen, aber er lief mehr auf dem Vorderteil des Fußes. Es war schlimm, weil er auch nicht sprechen konnte. Seine Mutter hat sich mit diesem behinderten Kind sehr abgerackert“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

Kinder mit Hasenscharten, dem sogenannten Wolfsrachen, waren kaum anzutreffen. Vereinzelt gab es Kinder, die leichte Sprachbehinderungen aufwiesen. „Bei uns im Dorf war auch ein Kind, welches gestottert hat. Wenn einer gestottert hat, hat man immer gesagt, das kommt von irgendeiner Krankheit. Da hat man

auch keine Überlegungen angestellt, warum das Kind stottert. Darüber hat man auch nicht gelacht oder sich lustig gemacht“ (Anna Ternes, Caramurat). Wenn in einer Familie ein Kind stotterte, dann hat man auch versucht, es zu korrigieren und hat ihm die Silben langsam vorgesprochen. „Die Menschen die von Kindheit an gestottert haben, haben meistens, bis sie groß waren, gestottert. Die durfte man nicht anschauen, wenn die sprechen wollten. Sobald man sie angeschaut hat, haben sie sich erschreckt und konnten nicht weiter“ (Alida Käfer, Cogealac).

Familien mit behinderten Kindern wurden nicht diskriminiert oder in irgendeiner Weise abgewertet. Es ist auch nicht bekannt, daß Geschwister von behinderten Kindern Schwierigkeiten gehabt hätten, einen Ehepartner zu finden. Es kam natürlich vor, daß behinderte Kinder von andern Kindern gehänselt wurden. Auch wurde behinderten Kindern ein Lackname, ein sogenannter Spitzname gegeben. Zur Kennzeichnung des Jungen, der einen Buckel hatte, gab man ihm den Beinamen der Bucklige. Johanna Krauss aus Cobadin gibt ein Beispiel dafür, wie sie als Kind auf Sprachbehinderung reagiert hat: „Ich war immer die Anführerin, unter mir hatte ich immer acht Jungs. Der eine, der Adolf, der hatte einen Sprachfehler, der konnte das rrr nicht sagen. In unserem Kartoffelgarten hatten wir Häuser für Schweine aus Zement und aus Holz. Dort haben wir gespielt. Da hatten wir den Adolf eingesperrt und die Tür verriegelt. Dem Adolf hat das anfangs richtig Spaß gemacht, und wir sind wie um das goldene Kalb herumgesprungen und haben gelacht und gerufen: ‚Adolf, sag rrr rrr rrr‘ und der Adolf hat gelacht und hat gesagt: ‚Ich kann doch nicht rrr rrr rrr sagen, ich krieg’s nicht fertig wie ihr.‘ Und dann hat er angefangen zu weinen, und weil wir so laut waren, hat mein Vater das gehört und kommt und sieht das und hat uns welche über den Hintern gezogen. Da hat er uns dann aufgeklärt, wie grausam wir sind. ‚Der Adolf hat einen Sprachfehler, und das könnt ihr ihm nicht beibringen mit all eurem Sagen, er soll rrr rrr sagen. Habt ihr kein Mitleid mit ihm?‘ Das hab ich nie vergessen mein Leben lang.“

Ausgesprochene Linkshänder gab es selten. Das hatte seinen Grund darin, daß die Eltern und Geschwister immer darauf achteten, die Kleinen, wenn sie Anzeichen machten, Gegenstände vornehmlich in die linke Hand zu nehmen darauf hinzuweisen, daß die rechte Hand zu nehmen sei. „Man hat immer ein Kläpsle auf die Hand gegeben und gesagt: ‚Nimm die andere Hand.‘ Die

rechte Hand war nicht ungeschickter als wie die linke Hand. Wenn man ein Kind aber immer läßt mit der linken Hand, hat es dann mit der linken Hand immer weitergemacht, ansonsten hätte es auch mit der rechten Hand es machen können“ (Alida Käfer, Cogealia).

10.2. Das kranke Kind

Wenn ein Kind erkrankte versuchte man es mit Mitteln und Medikamenten der Volksmedizin wieder zu heilen. Der Weg zum nächsten Arzt oder Krankenhaus war in der Regel viel zu weit. Wenn die bekannten Hausmittel nicht halfen, wurde die Hebamme des Dorfes zu Rate gezogen. „Mein Sohn hat immer sehr viel geweint, der hat zu gierig getrunken und dann hat er Blähungen bekommen. Ich habe ihm dann Fencheltee gegeben. Einmal hat er zu viel geschrien und da ist der Nabel herausgekommen. Die Schwester Irene, die hat sich fast totgelacht, da mußte ich ihr einen großen Knopf geben und Watte und Verbandszeug und dann hat sie den Nabel hereingedrückt und den Knopf mit der Watte draufgedrückt und dann verbunden. Dann ist es verheilt. Aber die Bauernhebammen haben Kaffee in einem Beutel daraufgetan, die haben sich ein Pfund Kaffee bringen lassen und gesagt, es sei für den Nabel und das hat man ihnen auch geglaubt“ (Johanna Krauss, Cobadin).

Wenn ein Kind Durchfall hatte, gab man den Kindern Kamillentee „und hat sie ein bisserl zurückgehalten mit dem Essen. Wenn sie sich erbrochen haben, das war ja net schlimm. Bei Fieber ham sie mit so Wadenwickel versucht und eingeschmiert mit Fett und mit Kamille glaub ich, einen warmen Ziegel ham sie de Kinder unter die Füße getan, meistens Ziegel, Wärmflaschen hat man nit so gekannt. Dann wurde Olivenöl genommen, etwa ein Viertelliter und der wurde heißgemacht. Da kam dann ein halber Liter heißgemachter Essig hinzu und eine ganze Knolle Knoblauch. Die waren bei uns ja sehr groß. Sie wurden abgeschält und gut zerstoßen. Das kam dann in diese Brühe rein. Der Kranke wurde dann zusätzlich massiert. Er wurde von Kopf bis Fuß mit dem Zeug eingerieben. Wenn er eingerieben war, dann wurde er nicht angezogen, sondern mit Decken umwickelt. Danach ging es ins Bett. Ein paar Stunden später kam er ins Schwitzen. Wenn er wieder aufgestanden ist, war die Grippe weg. Das hat geholfen“ (Cornelius Wagner, Cammurat).

„Wenn einer krank war, hat man die Hausmittel genommen. Wir hatten ja die Sofie Bas und den Gottlieb Vetter und die haben massiert, geschröpft mit den Schröpfgläsern. Wenn sich jemand etwas verrenkt hat, dann wurde das auch wieder so eingerenkt. Bei Husten hat man Quark, heiße Kartoffeln, weiche heiße Zwiebeln und so etwas aufgelegt. Man hat auch warme Tücher aufgelegt oder mit Schmalz eingerieben“ (Viktoria Gehres, Cogealia).

In den Herbst- und Wintermonaten war der Husten unter den Kindern weit verbreitet. Besonders der Keuchhusten war sehr gefürchtet. „Daheim hat man gesagt, der blaue Husten, weil den Kindern, wenn sie Keuchhusten haben, der Atem wegbleibt und sie blau im Gesicht werden. Dann hat man den Kindern auf den Rücken geklopft und sie geschüttelt, damit sie wieder Luft holten. Der blaue Husten war auch sehr ansteckend. Wenn die Kinder zusammenkamen und eines hatte Keuchhusten, dann ist es ganz schnell gegangen, daß sich die anderen Kinder angesteckt haben. Die Kinder bis zwei, drei Jahren waren sehr gefährdet. Man hat weiter nichts gemacht, wie sie geschüttelt und ihnen links und rechts welche an die Backe gegeben. Unsere Nachbarn, die Rumänin, die hat ihre Kinder, wenn sie Husten hatten, mit Schweineschmalz eingerieben, den Rücken und die Brust. Das löst und wärmt. Aber man muß dann natürlich ein altes Hemd anziehen. Schweineschmalz erwärmt sich von selber auf dem Körper und das zieht in die Poren und löst den Schleim“ (Alicia Käfer, Cogealac). Man gab den Kindern auch heiße Milch mit Honig zu trinken, aber vor allem bereitete man heiße Tees zu. „Wenn mal ein Kind den Keuchhusten hatte, wurde eine Pflanze gesammelt, die aussah wie der Rittersporn. Daraus wurde dann Tee gemacht und dem Kind gegeben“ (Alwine Rösner, Fachria).

Wenn sich Kinder verletzten, hatte man zum Desinfizieren der Wunden selbstgebrannten Schnaps oder auch Franzbranntwein und Jod. „Ich bin mal hingefallen und hatte mir die Ader an einem Ziegelstein aufgeschnitten. Da war ich fünf Jahre alt. Die Schlagader war durchgetrennt. Es war alles voller Blut. Meine Mutter hat gesehen, daß ich blute und hat mich abgewaschen. Sie hat von überallher Spinnenweben genommen. Am Holzschuppen waren ja sehr viele. Die Spinnenweben hat sie auf die Wunde gelegt, dann kam Tabak drauf. So wurde das ganze dann zugebunden. Dann ist sie weggegangen. Eine halbe Stunde später kam kein Blut mehr raus. Da war die Wunde zu. Das waren so unsere Heilmittel“ (Josef Klein, Galati). In Caramurat kannte man eine ähnli-

che Wundversorgung. „Mir ist ja einmal beim Hofsaubermachen ein Baumstamm auf meinen großen Zeh gefallen. Der Zehennagel hat geblutet und dann habe ich den Fuß in den Staub reingeschoben, zugewickelt und weiter gings. Es ist alles geheilt. Der Staub hat geholfen. Manche haben gesagt: ‚Mußt Spinnweben holen und drauflegen, das hilft gut.‘ Man hat nie gehört, daß einer davon eine Blutvergiftung bekam“ (Anna Ternes, Caramurat).

Zur Behandlung von Geschwüren gab es auch eine Reihe von verschiedenen Hausmitteln: „Die Mutter hat dann Zwiebel geholt und in die Glut gelegt. Und dann hat sie die Zwiebel saubergemacht und heiß auf das Geschwür gelegt und dann zugewickelt. Dann hat sie auch Mehl und Eier verrührt und das aufgelegt. Zuletzt hat sie dann nur noch Zwiebeln aufgelegt und dann ist die Stelle aufgegangen und der Eiter ist abgeflossen“ (Anna Ternes, Caramurat). In Cogevalia hat man Geschwüre meistens reifen lassen: „Die Sofie Bas oder Susi Bas haben dann die Geschwüre aufgemacht, saubergemacht und mit Salbe bestrichen und danach verbunden“ (Viktoria Gehres).

Als Hautkrankheit trat hin und wieder Ausschlag auf. „Am meisten wurde die Kamille verwendet. Die kam in ein Säckchen rein. Diese Säckchen wurden auf den Kopf, die Brust oder das Kreuz gelegt, je nachdem. Die Krankheit war dann immer sehr schnell weg“ (Josef Klein, Galati). Auch die Krätze trat teilweise epidemieartig auf. „Da war einmal ein Jahr die Krätze ausgebrochen in der ganzen Ortschaft. Das war schlimm. Meistens haben es die Kinder vom Kindergarten oder von der Schule heimgebracht. Ich hatte es auch eine Zeitlang, und bei mir war es erst da ausgebrochen, zwischen den Fingern und da hat meine Mutter das Kreolin genommen. Au Gott, hat das gebrannt, sie hat es wohl ein bißchen verdünnt mit Wasser und hat uns damit eingerieben. Abends wurde man dann in ein Leinentuch gewickelt. Das war schlimm. Da hat die Bettwäsche gewechselt werden müssen und dazu mußte man noch Lebertran schlucken bei uns hat es aber Fischöl geheißen, das hat richtig nach Fisch geschmeckt, erträglich. Davon mußte man morgens einen Eßlöffel voll nehmen und ein Stück Zitrone dazu. Das war eine Roßkur. Aber meine Mutter hat es geschafft, daß wir die Krätze loskriegt. Aber jeden Tag hat sie Wäsche gehabt. Das war schlimm, wenn in einer Familie das reingekommen ist“ (Alida Käfer, Cogevalac).

In Fachria gab es eine alte Frau, die man um Rat fragen konnte, wenn die Anwendung der verschiedenen Hausmittel nicht helfen wollte. „Bei Flechten strich sie dreimal über diese Stellen hinweg und sagte: ‚Flechte, geh weg, ich nehme Speck.‘ Dann wurden noch Gott, der Sohn und der Heilige Geist dreimal angerufen. Das hat auch geholfen, die Sache mit der Speckschwarte. Ich habe es selbst einmal erlebt“ (Alwine Rösner).

Wenn Kinder über Bauchweh klagten, gab man ihnen meistens Fenchel- oder Kamillentee zu trinken. Speziell gegen Bauchschmerzen wurde in Caramurat folgendes Mittel verabreicht, man setzte grüne Nüsse mit Schnaps an und nahm dieses Mittel tropfenweise ein. Bei starken Schmerzen konnte in Fachria die Großmutter der Alwine Rösner helfen. „Unsere Großmutter konnte brauchen. Aber wie das genau war, weiß ich nicht mehr. Es sind aber viele Leute zu ihr gekommen, und sie hat ihnen geholfen. Sie konnte massieren. Als wir noch Kinder waren, hat sie uns immer massiert. Wenn man zuviel Wassermelone gegessen hatte, bekam man Durchfall und Bauchweh. Sie hat dann Kamillen- und Pfefferminztee gekocht. Wenn es heiß, die Großmutter kommt zum Massieren, habe ich mich oft unter dem Bett versteckt. Aber eigentlich hat das Massieren gar nicht weh getan. Zu kleinen Kindern wurde meine Großmutter oft geholt.“

Auch in Cogealia gab es eine Frau, die zu helfen wußte, wenn so manches Hausmittel versagte. „Meine Schwester und meine Schwägerinnen hatten kleine Kinder und wenn so ein Kind viel geweint hat oder nicht geschlafen oder nicht gegessen hat oder sich erbrochen hat, dann hat es geheißen: ‚Ich habe keine Zeit zur Mutter Moratz zu gehen, aber Christine, nimm du das Kind und bring es zu ihr.‘ Die Frau Moratz hat dann das Kind massiert und hat den Magen so richtig gedrückt und massiert. Sie war sehr alt und mager, die Finger waren so knochig, da hat man gedacht, die zerdrückt die Kinder. Dann hat sie das Kind eingepackt und hat es an ihre Stirn gelegt und gesagt: ‚Das Kind ist salzig das Kind ist verrufen.‘ Das war aber nur ein Aberglaube. Dann ist sie unter der Türe gestanden und hat das Kind hin und her gewiegt und hat irgendwas geplaudert. Dann ist man nach Hause gegangen und das Kind hat geschlafen und das Kind hat gegessen. Immer war das nicht so, aber sehr häufig. Sie hat dann auch noch verschiedene Anregungen gegeben, wie man dem Kind das Essen zubereiten sollte. Es gab zwei oder drei solcher Frauen im Ort, die mit Brauchen helfen konnten“ (Christine Mehl, Cogealia).

Kinderkrankheiten wie Masern, Röteln, Diphtherie, Keuchhusten traten in gewissen Zeitabständen immer wieder auf. In Cogealia kannte man bei Masern ein einfaches Mittel: „Man hat uns mit Mehl eingerieben und das hat geholfen. Man hat dann auch darauf geachtet, daß wir nicht in die grelle Sonne gegangen sind“ (Viktoria Gehres). Auch die Malaria trat häufig auf. „Die hatten fast alle im Ort. Meine Schwester hatte mal einen sehr schlimmen Malariaanfall, und da ist so ein Schwindler zu uns gekommen und hat zum Vater gesagt, er hätte etwas dagegen. Da hat er meiner Schwester dann unsauberes Wasser gespritzt und da hat sie so Beulen bekommen, und wir mußten mit ihr zum Arzt. Wir haben dann gegen Malaria die Chinintabletten genommen“ (Viktoria Gehres). In Fachria war es möglich, die Malaria schnell einzudämmen. „Zweimal in der Woche kam ein Sanitäter durch den Ort. Man paßte dann auf, um welche Zeit er immer kommt. Die Medikamente, die man brauchte, bekam man von ihm unentgeltlich. Viele hatten die Malaria. Es war ja nicht viel Auswahl an Medikamenten. Meist gab es nur Chinin und Aspirin. Gegen Malaria war Chinin sehr gut. Das hat es damals in Pulverform gegeben. Da die Medikamente nichts kosteten, gab man dem Sanitäter manchmal ein paar Eier oder ein Stück Fleisch zum Dank. Aber direkt verpflichtet, etwas zu geben, war man nicht“ (Alwine Rösner). Als einzige Schutzimpfung gab es die Pockenschutzimpfung. „Das wurde schon bei den kleinen Kindern gemacht. Diese Impfung wurde dann noch einmal wiederholt. Dabei wurde mit einer Nadel der Oberarm aufgekratzt. Dann kam ein Mittel gegen Pocken auf die Wunde. Anschließend wurde das Ganze verbunden. Wenn man dann sieben oder acht Jahre alt war, mußte diese Impfung nochmal wiederholt werden. Das war Picht“ (Adolf Lück, Cobadin).

Als ein besonderes Heilmittel galt auch das Petroleum. Man verwendete es zum Einreiben, gab es aber auch teilweise in Tropfen den Heiltees zu. So wurde Petroleum zum Einreiben verwendet, wenn Kinder hohes Fieber hatten. Nach dem Einreiben wurde das Kind in warme Decken gewickelt und so zum Schwitzen gebracht. Petroleum half auch zur Bekämpfung von Kopfläusen. Man rieb die Kopfhaut mit Petroleum ein, wickelte ein Tuch fest um den Kopf, ließ den Kopf so über Nacht eingewickelt bis zum Morgen. Durch das Petroleum wurden die Kopfläuse abgetötet. Wenn morgens das Tuch abgenommen wurde, wurden die Läuse mit dem Läusekamm ausgekämmt. Das Petroleum konnte als si-

cheres Mittel zur Bekämpfung der Kopfläuse bezeichnet werden, denn nach einer derartigen Behandlung war der Kopf garantiert läusefrei.

Aber auch zur Behandlung von offenen Wunden wurde Petroleum eingesetzt. „Bei meiner Tante war ich auf den Strohaufen draufgeklettert. Da fing das Stroh an zu brennen, und das Kleidchen, so ein dünnes Baumwollkleidchen, das ich anhatte, stand sofort in Flammen. Der ganze Bauch war verbrannt, man brachte mich zum Arzt, aber dort sagte man, die können da auch nicht mehr helfen. Auf der Wunde bildete sich eine dünne Eiterschicht. Da kam ein alter Rumäne, der hat gesagt, sie sollen mich nur mit Petroleum einreiben. Das heißt, Petroleum sollte nicht auf die Wunde direkt aufgetragen werden, sondern Petroleum sollte mit Watte rings um die Wunde aufgetragen werden. Watte konnten wir nicht kaufen, die war zu teuer, aber meine Mutter nahm die runden Baumwollkügelchen und tränkte sie mit Petroleum. Der Rumäne sagte noch: ‚Die Wunde wird zuheilen, es wird eine dünne Haut erst bleiben und die Wunde darf nicht zugedeckt werden. Und wie der Rumäne gesagt hatte, so traf es auch ein. Die Wunde verheilte bald‘ (Maria Tschernischow, Sofular).

10.3. Kindersterblichkeit

Familien mit zehn Kindern waren in der Dobrudscha bei den dort lebenden Deutschen durchaus keine Seltenheit. Dabei gilt es zu bedenken, daß die Säuglings— und Kindersterblichkeit als relativ hoch eingeschätzt wird. Johanna Krauss aus Cobadin führt die Säuglingssterblichkeit auf das Verschulden der Bauernhebammen zurück. Zum einen die Unkenntnis der Bauernhebammen wie auch zum anderen die mangelnde Hygiene nennt Johanna Krauss als die Ursachen, die den Tod des Säuglings verursachten.

Anna Ternes aus Caramurat sieht in der Säuglings- und Kindersterblichkeit eine Art Aussonderungsprozeß. Sie sagt: „Die gestorben sind, sind gestorben, weil die zu schwach zum Leben waren. Da gab es Familien, die hatten mehr tote Kinder als lebende. Wenn ein Kind gestorben ist, hat man gesagt: ‚Ach, das Kind ist gut aufgehoben, das ist jetzt ein Engel im Himmel. Es dauert so wieso nicht lange, dann ist das nächste da‘ .„

„Die Kindersterblichkeit war hoch. Ich weiß nicht, an welchen Krankheiten die Kinder starben, manche sind an Erkältungen gestorben. Meine Schwägerin z.B. hat ihr Kind gebadet ohne einzuheizen und das Kind hat sich erkältet und wahrscheinlich eine Lungenentzündung bekommen. Es ist auch kein Arzt geholt worden, wenn ein Kind erkrankte. Der Arzt hat auch nicht viel gemacht. Manches Mal hat er gesagt: ‚Haben sie 100 Lei?‘ So ist der Arzt häufig erst gar nicht geholt worden, und das Kind ist gestorben. Die Kindersterblichkeit im ersten Jahr war sehr hoch. Im Schnitt sind 25 Prozent der Kinder gestorben, also wenn man zehn Kinder hatte, sind zwei davon gestorben. Ein Bekannter, Mitbegründer der Landsmannschaft, hat immer lachen können und gesagt: ‚Ich hab mit unserem Herrgott auf die Hälfte gearbeitet.‘ Und ich hab ihn gefragt, wie ich das verstehen solle. Und da sagte er: ‚Wir haben 18 Kinder gehabt, neun sind gestorben und neun leben.‘ Ich kenn noch eine Familie, die war von uns der dritte Nachbar und die hatte auch 18 Kinder. Und da haben nur 7 oder 8 gelebt“ (Alida Käfer, Cogealac).

„Kinder sind bei uns viele gestorben die haben dann die Augen verdreht. Das Kind ist e Gichter, das Kind hat die Gicht hat man gesagt. Aber was das war, hab ich bis jetzt noch nicht rausgebracht. Wenn es möglich war, haben sie noch den Arzt genommen aber wenn der Arzt kommen ist, hat er sie auch nicht mehr retten können. Man hat den Arzt ja auch erst geholt, wenn es zum Schluß gange ist, wenn es schon zu spät war. Die Leut ham oft net gewußt, was für eine Krankheit das ist. Der Arzt war zu weit weg und manchmal war er dann net da, wenn sie hingefahren sind.“ Josef Klein aus Galati weiß weiter zu berichten, daß die meisten Kinder im Wochenbett gestorben sind.

„Auch an Gehirnhautentzündung sind viele Kinder gestorben. Wenn die Kinder auf dem Feld spielten, hat sich oft eine Zecke in die Haut gebohrt. Die Wunde hat sich dann entzündet und die Kinder starben am Gehirntod. Meistens wußte man gar nicht, woran die Kinder gestorben sind. Wenn man es erkannte, war es meist schon zu spät“ (Cornelius Wagner, Carmurat). Für Alida Käfer aus Cogealac steht fest, daß viele Kinder nicht hätten sterben brauchen, wenn es mehr Ärzte gegeben hätte.

10.4. Kindstod und Begräbnis

„Wenn ein Säugling oder ein Kind gestorben ist, ist die Hebamme gekommen und hat festgestellt, ob derjenige tot war. Der Pastor ist nur in Ausnahmefällen zu Beerdigungen gekommen, normalerweise hat der Lehrer die Beerdigungen gemacht“ (Viktoria Gehres, Cogealia). „Wenn kleine Kinder noch nicht getauft waren, wenn sie starben, wurden sie ein bißchen abseits beerdigt. Da hieß es dann, das sei so, weil sie noch kein Christ waren, als sie starben. Aber oft ist das nicht vorgekommen“ (Adolf Lück, Cobadin). Wenn ein Säugling oder ein Kleinkind verstarb, wußte bald das ganze Dorf davon: „Wenn ein Kind starb, wurde die kleine Glocke geläutet. Das ging dann wie ein Feuer durch den Ort, wer gestorben ist. Die Beerdigung hat sich dann auch rumgesprochen, der Termin usw.“ (Christine Mehl, Cogealia).

Abb. 11

In Fachria hat der Vater von Alwine Rösner viele Säрге hergestellt. „Wenn jemand starb, wurde auf dem Boden ein Leintuch ausgebreitet. Darauf wurde der Tote gelegt, bis der Sarg fertig war. Aber bis der Sarg fertig war, lag der Tote auf dem Leinen. Dann ist er eingesargt worden. In den Sarg kamen Hobelspäne und er wurde auch ausgeschlagen. Bei Kindern wurde der Sarg blau angestrichen und bei Erwachsenen schwarz. Auch innen wurde der Sarg mit der gleichen Farbe angestrichen. Innen wurde der Sarg mit Stoff ausgeschlagen. Es kam auch noch ein Kissen hinein und Spitze. Außen um den Sarg kam oft auch noch Spitze (Abb. 11). Kinder hat man weiß angezogen und die Ausstattung des Sarges war auch weiß, nur der Sarg war blau.“

„Manchmal hat man den Säuglingen und Kleinkindern Strümpfe über die Füße gezogen, andere wiederum haben das nicht gemacht, denn das weiße Kleidchen reichte bis zu den Füßen hinunter. Innen wurde der Sarg ringsum mit Blumen ausgeschmückt. Um den Sarg herum wurden Lichter aufgestellt. Die Kerzen haben immer gebrannt“ (Maria Tschernischow, Sofular). Aus Galati wurde berichtet, daß die Neugeborenen, die noch nicht getauft waren, nur mit einem Hemdchen bekleidet wurden und in einen weißen Sarg gelegt wurden.

„Für die Bestattung hat man Totengräber bestellt, Verwandte oder Bekannte, meistens junge Männer. Das Grab mußte ja ausgehoben werden, aber bei uns hat keiner absagen dürfen, wenn man gekommen ist und gesagt hat: Machst du das Grab für mein Kind. Der wo angesprochen worden ist, durfte es nicht absagen, das war bei uns eine Sünde. Den Weg muß ja jeder einmal gehen, sterben tut ja jeder. Wenn ein kleines Kind gestorben ist, dann waren es bloß zwei Personen, die den Sarg trugen. Wenn ein kleines Kind gestorben ist, eine Frühgeburt oder ein Säugling, dann ist das meistens von vier Mädchen getragen worden, die haben es dann auf weißen Leinentüchern getragen, auf so großen Handtüchern. Wenn es ein größeres Kind war, das verstorben war, wurde es von Buben getragen“ (Alida Käfer, Cogealac).

„Wenn Kinder starben, kamen sie in einen kleinen weißen Sarg. Und wenn sie klein waren, hat ein Mann den Sarg unter den Arm genommen und zum Friedhof getragen. Wenn ein Kind starb, das noch nicht getauft war, wurde es auch christlich beerdigt“ (Johanna Krauss, Cobadin). In Caramurat war es üblich, daß die Trauergäste wie in einer Prozession vom Haus des Verstorbenen zum Friedhof gingen. „Wenn ein erwachsener Verstorbener zum Friedhof geleitet wurde, wurde gesungen, bei Kindern wurde nur gebetet. Die Särge sind getragen worden. Bei Beerdigungen von Kindern ist auch das ganze Dorf mitgegangen“ (Anna Ternes).

Aber nicht erst an der Beerdigung beteiligten sich die Dorfbewohner. „Mein Bruder ist nur ein paar Wochen alt geworden. Ich war zwölf Jahre alt und lag mit Masern im Bett. Da kam meine Mutter und sagte mir, daß mein Bruder tot sei. Ich kann mich noch gut erinnern, wie sie ihn rausgetragen haben zum Aufbahnen. Er lag dann im Sarg im Zimmer und die Nachbarsleute und fast alle Leute aus dem Dorf sind gekommen. Ein Kreuz, Kerzen, Weihwasser und das Ewige Licht standen auf dem Tisch. Dann ist man in das Zimmer reingegangen und hat den Toten aufgedeckt, mit dem Weihwasser besprengt und gebetet. Man hat sich den Toten angeguckt und ist wieder gegangen“ (Anna Ternes, Caramurat).

Von einem seltsamen Begräbnis erzählt Adolf Lück aus Cobadin: „Ich war noch ein junger Kerl und da war noch so einer in meinem Alter. In dem seiner Familie war ein Kind von zwei Monaten gestorben. Mit acht Monaten starb dann das Schwesterchen. Es waren Zwillinge gewesen. Da wurde dann etwas gemacht, was eigentlich streng verboten war. Deshalb mußte es heimlich ge-

macht werden. Die Eltern der Kinder wollten unbedingt, daß die zwei Kinder zusammenkommen. Der Sarg wurde nochmal aufgemacht und das zweite Kind mit reingelegt. Wir haben den Sarg dann wieder in das Loch gelegt. Das habe ich und noch einer gemacht. Das hat schon sehr gerochen. Ich bin draußen stehen geblieben und er ist runtergestiegen und hat den Sarg heraufgegeben. Er sagte, ich solle es ihm nur schnell abnehmen. Ich habe den Sarg schnell gegriffen, sonst wäre er zusammengesackt. So ein starker Geruch war das. Daß wir das gemacht hatten, durfte niemand erfahren. Einen Toten wieder ausgraben, war streng verboten. Da wäre die Polizei gekommen. Die Kinder lagen aber ein bißchen abseits auf dem Friedhof.“

Der Tod von Säuglingen und Kleinkindern zählte mithin zum Alltag in einem Dorf der Dobrudschadeutschen. Die betroffenen Eltern und Geschwister suchte man dadurch zu trösten, daß man einerseits aus der tiefen Gläubigkeit heraus davon ausging, das tote Kind werde als Engel im Himmel aufgenommen sein und im weiteren davon ausging, daß in der von dem Tod betroffenen Familie noch weitere Kinder zur Welt gebracht werden würden. Anna Ternes aus Caramurat war erst zwei oder drei Jahre alt, als ihre kleine Schwester Barbara im Alter von wenigen Wochen verstarb. „Da bin ich zum Pater gelaufen und hab da bei ihm so geweint, beim Pater Overbeck. Er hat dann gesagt, du mußt doch nicht so weinen, du kriegst bald wieder ein Schwesterchen oder ein Brüderchen. Dein Schwesterchen ist doch jetzt im Himmel.“

Daß totgeborene Kinder registriert wurden und ebenso beerdigt wurden wie ältere verstorbene Kinder, war nicht allgemein üblich. „Wenn bei uns ein Kind gestorben ist, war große Trauer. Aber die Kinder, die bei der Geburt schon nicht mehr lebten, die brauchten nicht angegeben zu werden auf dem Amt. Die sind auch gar nicht auf dem Amt aufgeführt worden. Es war bei uns auch nicht so, daß diese Kinder richtig beerdigt werden mußten. Mein Vater hat die Kästen selber gemacht. Die Kinder wurden dann eingewickelt und hineingelegt, dann wurde die Kiste zugenagelt. Man hat diese Kinder dann auch selber beerdigt. Das machte man zwar auf dem Friedhof, aber an der Seite, am Zaun. Sie kamen nicht in die Reihe und bekamen auch kein Kreuz. Wir haben sowieso keine Kreuze gesteckt. Wir sagten, das unser Heiland schon am Kreuz leiden mußte, dadurch gab es bei uns kein Kreuz. Bei den bei der Geburt schon toten Kindern kam auch kein Prediger. Das hat mein Vater allein gemacht. Daran kann ich mich noch gut erin-

nern. Das war bei uns bei zwei Kindern der Fall, das hat gar keiner mitgekriegt. Wenn die Frau zusammen mit dem Kind im Kindbett gestorben ist, dann ist das Kind zu ihr mit ins Grab gekommen. Meine Großmutter ist so mit einem ihrer Kinder gestorben. Am Grab schaute dann nur noch so ein bißchen ein Hügel raus. Ich habe später auch nicht weiter gefragt. Meine Mutter erzählte mir nur, daß da noch ein Kind mit drin liegt. Man hat sich ja früher noch so geschämt und nicht danach gefragt. Wenn ein älteres Kind starb, mußte das beim Rathaus angegeben werden. Da ist kein Arzt gekommen um festzustellen, woran es gestorben ist. Da hat keiner nach gefragt. In unserer Baptistengemeinde ist es auch immer noch beim Prediger angegeben worden. Die haben auch die Bücher geführt.

Die Kindersärge sind weiß ausgeschlagen gewesen. Entweder wurden die Särge schwarz gestrichen aber meistens ganz dunkelblau. Das Kissen war auch weiß. Unten im Sarg lagen ganz feine Hobelspäne. Auch das Kissen war damit gefüllt. Die Kissen hatten auch oft noch Spitzen und an den Ecken Blumen eingestickt. Ich habe auch verschiedene Kinder tragen helfen bei der Beerdigung. Wenn sie ganz klein waren, dann konnte ich sie alleine tragen mit dem Handtuch. Wenn sie schon größer waren, dann haben wir sie zu viert getragen. Das machten bei uns immer junge Mädchen. Bei größeren Kindern ist es dann auch eine richtige Beerdigung gewesen. Da waren oft viele Leute. Dann ist gepredigt und gesungen worden. Auch beim Tragen des Sargs bis zum Friedhof ist gesungen worden. Die Kindersärge wurden getragen und die Erwachsenensärge wurden mit dem Pferdewagen zum Friedhof gefahren. Über das Erdloch waren Stöcke und Stricke gelegt. Man hat die Särge nicht gleich versenkt. Es wurde nochmal eine Rede gehalten.

Früher hat es bei uns keine Totenhalle gegeben. Da hat man die Toten in einem Zimmer, wo man nicht geschlafen hat, aufgebahrt. Vor allem im Sommer mußte man den Toten unten auf den Lehm legen, damit er nicht gleich verwest. Das geht ja schnell im Sommer. Das gibt dann gleich einen Geruch. An dem Tag, wo die Beerdigung war, ist der Tote vormittags in den Sarg gekommen. Dann wurde der Sarg geschmückt. Im Sommer hatte man ja viele Blumen. Da war der Sarg immer ganz von Blumen umgeben. Direkt auf den Sarg hat man bei uns keine Blumen gelegt. Erst bevor zugeschüttet wurde, kam ein Kranz obendrauf. Aber sonst wurden auf den Sarg keine Blumen gelegt. Später hat man dann

auch auf das Grab Blumen gepflanzt. Ich bin viel auf den Friedhof gegangen zum Pflanzen. Das eine Kind meiner Mutter lag auch da. Das war der Willi. Später kam dann noch ein Kind mit in das Grab. Das hat man unterheben können. Es sah aus wie ein Grab. Man wußte aber, daß da zwei Kinder drin liegen. Mein Mann hatte eine Schwester, die war auch schon tot, als unser Kind starb. Da ist das Grab unterhöhlt worden und dann kam unser Kind da mit rein. Mein Vater war oft der Gräber. Auch als sie unseren Willi ausgegraben haben, haben sie den Sarg aufgemacht. Da konnte man noch sehen, daß er Ringelstrümpfe anhatte. Das hat man noch alles erkennen können. Aber bei Wind fällt alles zusammen. Die Gräber haben wir aufgemacht, weil wir mal sehen wollten, wie die Toten jetzt aussehen. Das war nicht immer üblich. Wir haben die toten Kinder ja nur untergeschoben. Beim Öffnen der Gräber durften nicht alle Leute dabeisein, meistens nur die Gräber. Die Evangelischen haben Kreuze aufgestellt und wir Baptisten gar nichts. Wir wußten aber, wo unsere Toten liegen. Wenn die Kinder nicht mit in das Grab der Erwachsenen gelegt wurden, lagen sie auf dem Friedhof alle in einer Reihe. Männer und Frauen sind der Reihe nach beerdigt worden, soviel ich weiß. Die Kinder lagen extra, weil die Gräber kürzer und kleiner waren“ (Sophia Martin, Catalui).

„Wenn ein Kind starb, war das anders als bei Erwachsenen. Die Kindersärge wurden zum Friedhof getragen und das Grab wurde auch gleich zugeschaufelt. Wenn das Grab zu war, wurde aus Grassoden ein Kreuz daraufgelegt. Wenn das Kind schon etwas größer war, war es natürlich schwerer, über den Verlust hinwegzukommen“ (Reinhold Hoffmann, Cogevalac).